

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 21 (1941-1942)
Heft: 2

Artikel: Soldatische Führung
Autor: Däniker, Gustav
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-158866>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zeiten ausgeschaltet, sobald dem Bundesrat außerordentliche Vollmachten erteilt worden sind. Dringende Fragen kann dann der Bundesrat auf Grund der Vollmachten ordnen; nicht dringende Fragen müssen auf dem ordentlichen Gesetzgebungswege erledigt werden. Eine Verschiebung oder Verschleierung der Kompetenzen ist gerade in jetziger Zeit unangebracht und verwerflich.

Solange die Botschaft zu dem Entwurf noch nicht vorliegt, weiß man nicht, wieso der Bundesrat dazu gekommen ist, die Form des dringlichen Bundesbeschlusses zu wählen. Einstweilen ist nicht recht einzusehen, warum das gemacht werden soll. Das Volk hat keine Angst vor seiner Regierung. Auch diejenigen, die sich für die Allgemeinverbindlicherklärung nicht begeistern können, würden einem Beschluß des Bundesrates keine Opposition machen. Sie hätten dann Gelegenheit, selber festzustellen, wie sich die Sache auswirkt und ob ihre grundsätzlichen oder praktischen Bedenken berechtigt sind oder nicht. Nach dem Ablauf der bundesrätlichen Vollmachten könnte man sich in aller Ruhe über diese Erfahrungen Rechenschaft geben und definitiv beschließen, in welcher Form die Sache in Zukunft geordnet werden soll. Wenn schon Volksabstimmungen in der heutigen Zeit auf ein Minimum, d. h. auf die allernotwendigsten Fälle beschränkt werden sollen, so sollte man erst recht von dringlichen Bundesbeschlüssen mit Ausschluß des Referendums Umgang nehmen. Damit gewinnt man eine klare Ausscheidung der Kompetenzen und der Verantwortung, und das tut heute besonders not.

Soldatische Führung.

Von **Gustav Däniker.**

Wenige Jahre vor Ausbruch des gegenwärtigen Krieges veröffentlichte der englische General Fuller ein äußerlich zwar schmales, inhaltlich aber — wie dies allerdings erst jetzt einer rückblickenden Betrachtungsweise so recht ins Bewußtsein tritt — umso gewichtigeres Bändchen. „Generale von morgen“ war es betitelt und forderte junge Generale, die in der Schlacht weit vorne stehen. Auf den ersten Blick mag verwunderlich erschienen sein, daß ausgerechnet Fuller, ein Vorkämpfer der Mechanisierung, insofern also ein sehr technisch eingestellter Soldat, zu dieser Forderung kam; denn gerade er hätte die technischen Mittel erkennen können, die dem neuzeitlichen Truppenführer erlauben, sich vom Kampfgetümmel fernzuhalten, um weiter zurück, in verhältnismäßiger Ruhe, seine Entschlüsse auf Grund rasch übermittelter Frontmeldungen zu fassen und seine Befehle dann wieder ebenso rasch nach vorne zu senden. Aber was Fuller in seiner Schrift forderte, entspricht seinem ganzen Wesen.

Er ist Soldat und deshalb erkannte er sogleich, daß die Kriegstechnik den Menschen nicht aus dem Kampfe herausziehen und schonen darf, sondern ihm im Gegenteil bessere Gelegenheit zu persönlichem, kämpferischem Einsatz geben muß. Es ist kein Zufall, daß im gegenwärtigen Kriege Panzer- und Fliegerführer die Möglichkeiten, die ihnen ihre Waffen bieten, bis zum äußersten ausnützen und in vorderster Reihe stehen. Auch Fuller's Eintreten für die Mechanisierung erfolgte keineswegs vorsichtig in abgeschlossener Studierstube, sondern draußen im Leben. Er stellte sich selbst in den Brennpunkt des Kampfes, nicht achtend, daß er dadurch sogar seine Laufbahn aufs Spiel setzte. Den Zusammenhang zwischen seinen technisch orientierten Vorschlägen und seinem soldatischen Denken finden wir in einem seiner Aussprüche: „Je mehr die Mechanisierung der Waffe fortschreitet, desto freier von Mechanisierung muß der Geist sein, der sie führt“.

Fuller stieß mit seiner Auffassung auf erheblichen Widerstand; denn was er forderte, lag allzusehr abseits der in seinem Lande gültigen Lehre, und da die maßgebenden Generale inmitten der von Fuller bekämpften Auffassungen groß geworden waren, warfen sie ihre ganze Autorität — die sie zum guten Teil allerdings mehr durch ihre Stellung, als durch ihre Persönlichkeit besaßen — in die Waagschale, um die ihnen gefährlich werdenden Ideen als zu leicht zu befinden. —

Dem antiken Feldherrn blieb seinerzeit keine andere Wahl, als sich im Augenblick des Schlachtbeginnes als gewöhnlicher Streiter in die Reihen seiner Untergebenen zu stellen; denn die Möglichkeit einer Führung während der Schlacht im heutigen Sinne bestand nicht. Die Feldherrentätigkeit beschränkte sich auf die Vorbereitung der Schlacht.

Mit der Entwicklung des Kriegswesens zeigte sich auch in dieser Beziehung eine bedeutsame Wandlung. Die Führung war nicht mehr im ersten Ansetzen der Kräfte erschöpft, sondern erstreckte sich weiter auf die Durchführung der Schlacht. Es kam zur Leitung des Feuerkampfes und zum Einsatz von Reserven. Etwa seit der Zeit Napoleons reichte die Führung schließlich durch die Maßnahmen zur Ausnützung des Erfolges bzw. zur Vermeidung einer vollständigen Niederlage, auch noch über die eigentliche Schlacht hinaus. Die Führer standen in der Regel nicht mehr selbst mitkämpfend in vorderster Reihe, aber sie waren doch immerhin noch so weit vorne anwesend, daß sie ihre Befehle auf Grund eigener Beobachtung des Kampfverlaufes geben konnten.

Allein auch diese Art der Führung mußte sich zwangsläufig ändern. Als die Schlachten durch den Einsatz von Massenheeren und unter der Wirkung des neuzeitlichen Feuers große Ausdehnungen anzunehmen begannen, war ein Überblick von einem „Feldherrenhügel“ aus nicht mehr zu gewinnen. Gleichzeitig hatte die Technik Verbindungs- und Übermittlungsmittel zur Verfügung gestellt, welche die Schlachtenführung von einem weiter zurückliegenden Kommandoposten oder Hauptquartier aus ermöglichten. Die Führer blieben zurück; aber soweit

es sich bei ihnen um wirkliche Soldatennaturen handelte, wohl eher „der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb“. Wenn Graf Schlieffen den „modernen Alexander auf einem bequemen Stuhl vor einem breiten Tisch“ sitzend schilderte, der das Schlachtfeld nur noch auf Karten vor sich hat, so sicherlich nur, weil es zur damaligen Zeit keine anderen Führungsmöglichkeiten gab. Aber trotzdem hatte auch er sich das Verhalten des Feldherrn in Wirklichkeit wohl kaum so gedacht, wie wir es nachher bei Moltke II während des Marnefeldzuges 1914 zweifellos zum Schaden der Operationen finden.

Inzwischen haben sich die Verhältnisse nun nochmals geändert. Die weitere Entwicklung der technischen Verbindungs-, Übermittlungs- und Transportmittel haben es ermöglicht, in der Schlacht zu führen, ohne an einen bestimmten Platz gebunden zu sein. Wo diese Mittel zur Verfügung stehen, besitzt der Truppenführer jederzeit den Überblick über das Ganze und ist auch dauernd zu erreichen, d. h. er ist überall gegenwärtig, wo immer er sich befinden mag und er kann seine Befehle erteilen, wann immer ihm dies notwendig erscheint. Damit erst hat die Technik wieder einen dem Wesen des Kampfes entsprechenden Weg gefunden und durch ihre Entwicklung beschritten. Das Herausziehen der Truppenführer aus dem eigentlichen Kampf und ihre Bindung an einen weiter zurückliegenden Ort war im Grunde wider die Natur des Krieges. Es handelte sich um eine Zwischenstufe der Entwicklung, die raschestens überwunden werden mußte. Die Kriegstechnik, die, weil keine anderen Möglichkeiten sich zeigten, vorübergehend auf falsche Fährte führte, fand wiederum Mittel und Wege, eine natürliche Kampfführung zu gestatten. Der Truppenführer wird nicht mehr zurückgestoßen, sondern es wird ihm von neuem ermöglicht, selbst persönlich vorne zu sein — aber, wohlverstanden, nicht um dort die Zügel der Führung aus der Hand zu geben und wie ein gewöhnlicher Mann zu kämpfen, sondern vielmehr damit er dort umso besser führen kann.

Im gegenwärtigen Kriege hat die Technik der Führung diese Möglichkeiten angeboten, und die Truppenführer haben, wo sie vom richtigen Drange nach vorne beseelt waren, dieses Anerbieten in vollem Umfange angenommen.

Die Vorteile, die es für den Führer bietet, die Lage aus eigener persönlicher Anschauung zu kennen, sind je und je erkannt worden. Es gibt Dinge, welche selbst durch das beste Meldewesen nicht genügend anschaulich übermittelt werden können. Nicht einmal die vorzüglichste Photographie vermag das zu geben, was der freie Blick der eigenen Augen im Gelände sieht. Es handelt sich hierbei keineswegs um das Erkennen bestimmter Einzelheiten, sondern vielmehr um das Erfassen des allgemeinen Bildes, das sich bietet. Der geschulte Führer wird deshalb auch nicht lange hinschauen müssen, sondern für ihn genügt der kurze „coup d'oeil“, von welchem Friedrich der Große sprach. Wichtiger aber noch

als dies ist der persönliche Eindruck, den der Führer von seinen eigenen Truppen erhält. Hier insbesondere vermag selbst der längste und ausführlichste Bericht nicht das zu sagen, was der Führer sofort wahrnimmt und sozusagen instinktiv fühlt. Wie oft hat ein Führer, der zurückblieb und hinten entscheidende Maßnahmen traf, sich nachher, wenn die Ergebnisse und Auswirkungen andere waren, als er sie sich vorgestellt hatte, sagen müssen: „Wenn ich das gewußt hätte!“. Aber eben, er hätte es wissen können, wenn er nicht hinten geblieben, sondern nach vorne gegangen wäre, um selbst hinzusehen. Die Schwierigkeiten, welche sich am 18. August 1870 bei dem übereilt beschlossenen und mangelhaft vorbereiteten Angriff auf St. Privat zeigten, hatte der Führer des Gardekorps namentlich dadurch selbst verschuldet, daß er nicht an der richtigen Stelle persönlich zugegen war. Man kann wohl sagen, es sei bei ihm ein Ausdruck seiner Führerpersönlichkeit gewesen, daß er sich durch die Einwendungen des ihm untergebenen Kommandeurs der 1. Gardedivision von Pape nicht von seinem Entschluß habe abbringen lassen, aber in diesem Falle konnte eben General von Pape, gestützt auf persönliche Kenntnis der Lage, diese zutreffender beurteilen, als sein Vorgesetzter.

Fuller hat Recht, wenn er den Grund für zahlreiche Mißerfolge auf dem Schlachtfelde im Zurückbleiben der Führer sieht. Die Geschehnisse des gegenwärtigen Krieges lassen nun rückblickend erkennen, daß eine der wichtigsten Kriegsvorbereitungen auf deutscher Seite darin lag, den Führern von neuem die Möglichkeit zu geben, freier zu handeln und den Einfluß der eigenen Persönlichkeit wieder voll und ganz zur Wirkung zu bringen.

Die Führererziehung im deutschen Heere hat von jeher den persönlichen Einsatz gefordert. So waren auch während des Weltkrieges die Verluste an höheren Truppenführern verhältnismäßig groß gewesen, aber die damaligen Stellungskriegsverhältnisse lassen sich nur bedingt zum Vergleich heranziehen. Die neue deutsche Wehrmacht hat sich seither alle technischen Mittel, die in Frage kommen konnten, zu Nutzen gezogen. Sie bildete eine besondere Führungsgruppe heran, die dem Truppenführer auch im schnell verlaufenden Bewegungskriege gestatten sollte, seine enge Bindung an einen bestimmten Kommandoposten zu lösen, ohne dabei die Möglichkeit zu verlieren, dauernd über das Ganze auf dem Laufenden zu bleiben und jederzeit überallhin Befehle erteilen zu können. Die Einmärsche in Österreich, im Sudetenland und in Böhmen-Mähren boten Gelegenheit zu wertvoller Erprobung der neuen Führungsmittel.

Nicht minder entscheidend waren indessen noch weitere Voraussetzungen. Bedeutsam erscheint in diesem Betracht zunächst das Gesicht der neuzeitlichen Schlacht. Es handelt sich nicht mehr um eine Parallelschlacht großer Massen, wie zur Zeit des Weltkrieges, die sich in einem gleichmäßigen Sich-Abkämpfen längs eines langen „front continu“ erschöpft, sondern um einen Kampf, in welchem sich alsobald einzelne Brenn-

punkte abheben, an denen sich die entscheidenden Kampfhandlungen auf verhältnismäßig eng begrenzten Raum vollziehen. Der Führer lebt nicht mehr im Ungewissen darüber, wohin er sich an die Front begeben soll, weil vorerst überall mehr oder weniger gleichmäßig gekämpft wird und er deshalb befürchten muß, an eine unrichtige Stelle zu eilen, sodaß unter Umständen wichtige Maßnahmen im Hinblick auf den Kampf an anderer, sich erst nachträglich als entscheidend erweisender Stelle zu spät kommen. Die lange, gleichmäßige Front ist zerfallen, es haben sich Brennpunkte des Kampfes herausgebildet, die nach dem Führer rufen. Man erkennt unter diesem Gesichtswinkel, wie verhängnisvoll die Vorstellung von einem „front continu“ war, weil sie sowohl dem allgemeinen Denken, als auch der Führerausbildung einen falschen Weg wies.

Nun ist allerdings zu bedenken, daß der Entscheid darüber, wo die Brennpunkte des Kampfes liegen, weitgehend bei demjenigen Führer liegt, der sich die Entschluß- und Handlungsfreiheit zu wahren gewußt hat. Eine weitere Voraussetzung für richtige soldatische Führung liegt somit in dem, was schon Xenophon als Inbegriff der Kriegskunst bezeichnete: nämlich sich unter allen Umständen die *H a n d l u n g s f r e i h e i t* zu erhalten. Der Führer, der sich diese zu wahren gewußt hat, kann souverän selbst bestimmen, wo und wann es zur entscheidenden Kampfhandlung kommen soll. Wer sich von seinem Gegner das Gesetz des Handelns vorschreiben läßt, der wird freilich auch früher oder später erkennen, wo die Brennpunkte des Kampfes liegen und dann dorthin eilen können; er kommt aber mit seinen Gegenmaßnahmen meistens zu spät, um den Dingen noch eine andere Wendung zu geben. Die Führung im Kriege liegt darin, selbst zu handeln und nicht erst die Maßnahmen des Gegners abzuwarten. Wer beabsichtigt, geistreich zu sein und den Feind in eine Falle zu locken, wird in der Regel feststellen müssen, daß dieser ihm doch keine „Liebesdienste“ erweist. Nicht durch Lockungen bringt man den Gegner dahin, wo man ihn haben will, sondern nur dadurch, daß man ihn durch eigenes Handeln zwingt.

Wichtig ist schließlich, daß der Truppenführer eine Persönlichkeit ist, die von einem unwiderstehlichen *D r a n g e n a c h F ü h r u n g v o r n e* im Kampfe erfüllt ist. Zwischen dieser Voraussetzung und der vorher genannten besteht eine enge Wechselbeziehung, insofern nämlich, als nur der Führer, der so kämpferisch veranlagt ist, daß er immer handelnd eingreifen muß und nicht einfach zuschauend ertragen will, sich die Handlungsfreiheit zu wahren und dem Gegner das Gesetz vorzuschreiben vermag. Andererseits kann nur derjenige, der vermöge seiner Handlungsfreiheit die Brennpunkte des Kampfes bestimmt, seinem Drange, vorne zu führen, die entsprechende Richtung geben und rechtzeitig an entscheidender Stelle zugegen sein.

Zahlreich sind im gegenwärtigen Krieg die Beispiele, da hohe und höchste Führer sich vorne befanden und von dort aus ihre Befehle gaben. Nicht nur sind Panzerführer, wie z. B. von Kleist, Guderian und Rommel, mit

ihren Panzern im Geiste der großen Kavallerieführer Ziethen, Seydlitz und Blücher in vorderster Reihe oder sogar an der Spitze gefahren — bei allen Waffengattungen finden wir die Führer weit vorne und selbst Armeegruppenführer stehen, wie z. B. Generalfeldmarschall von Rundstedt am 13. Mai beim Maasübergang in der Nähe von Sedan an vorderster Front. Als General Giraud — auf französischer Seite wohl eine der stärksten kämpferischen Persönlichkeiten — den Oberbefehl der 9. Armee, welche dem Zusammenbruch nahe war, übernehmen mußte, hat er nicht vorsichtig weit hinten bleibend sich einfach die Vorgänge melden lassen, sondern er fuhr in ungewisser Lage persönlich nach vorne, was dann allerdings zu seiner Gefangennahme führte.

Zur Zeit da noch nicht so sehr aus der Tiefe gefochten wurde, sind die wichtigsten Befehle vorne gegeben worden. Als der Kampf sich dann auf die Tiefe zu erstrecken begann, trafen die Befehle für die Front von hinten ein. Im gegenwärtigen Kriege nun sind wohl recht zahlreiche und für den Fortgang des Kampfes entscheidende Befehle von den vorne an der Front stehenden Führern nach hinten gegeben worden, und dies nicht etwa nur in ausgesprochenen Begegnungsgefechten, für welche ein solches Verfahren bekanntlich auch früher schon üblich war, sondern in allen Lagen. Überall dort, wo heute entsprechende Siege erfochten werden, stehen die Führer in nicht erlahmender Aktivität vorne, packen im richtigen Augenblicke raschestens zu, lassen nicht locker, treiben durch persönliches Beispiel an und handeln ganz im Sinne der Anweisung des großen Moltke, daß Unterlassung und Versäumnis schwerer wiegen als ein Fehlgreifen in der Wahl der Mittel.

Selbstverständlich lassen sich auch *Einwendungen* gegen diese Art der Truppenführung erheben. Sie sind denn auch je und je zu hören gewesen. Die Nachteile, oder Gefahren, die eine solche Führung tatsächlich, oder oft auch nur vermeintlich mit sich bringen kann, haben schon zahlreiche Führer veranlaßt, weiter zurück zu bleiben.

Vor allem, so wird behauptet, lasse sich der an einer Stelle der Front anwesende Führer allzu sehr von den Einzelheiten der betreffenden Kampfepisoden beeindrucken und verliere dadurch den Überblick über das Ganze. Seine Maßnahmen mögen wohl, lokal gesehen, richtig erscheinen, bezüglich des Ganzen aber seien sie oft doch unzumutbar. Diese Gefahr besteht zweifellos bis zu einem gewissen Grade. Sie ist aber in neuester Zeit durch die enge Verbindung, in welcher der Führer, unter Ausnützung der technischen Möglichkeiten, mit den andern Teilen der Front dauernd leben kann, weitgehend behoben. Auch stehen die Mittel zur Verfügung, sich rasch von einer Stelle zur andern zu begeben, sei es zur Erde mit Kraftfahrzeugen, sei es auf dem Luftwege mit hierfür besonders geeigneten Flugzeugtypen.

Die Gefahr, sich durch Einzelercheinungen an einer bestimmten Stelle übermäßig beeindrucken zu lassen, ist umso größer, je kleiner die Erfah-

rung aus eigenem Fronterleben ist. Wer sich in der Regel weit hinten auf seinem Kommandoposten aufhält und nur ganz ausnahmsweise nach vorne fährt, den berührt ein gelegentliches Fronterlebnis besonders tief und der Zufall tritt insofern ins Spiel, als ausschlaggebend werden kann, in welchem Augenblicke und unter welchen besondern Umständen der Frontbesuch stattfindet. So war z. B. Oberstleutnant Hentsch, der während der Marne Schlacht von weit hinten kam, durch das, was er bei der deutschen 2. Armee sah und hörte, so tief beeindruckt, daß er dieses düstere Bild nicht mehr los wurde, selbst nicht als er nachher bei der 1. Armee Siegeszuversicht traf. Hätte ihn sein Weg zuerst zur 1. Armee geführt, dann hätte er im Auftrage Moltkes vielleicht wesentlich andere Befehle erteilt. Je öfter ein Führer persönlich nach vorne fährt, desto kleiner wird die Gefahr, daß er sich durch Zufälligkeiten bestimmen läßt, bezw. er weiß aus eigener Erfahrung, wie sehr Einzelbilder trügen können, und wird deshalb nicht dem Fehler verfallen, unüberlegt oder aus zu starker Beeindruckung besondere Erscheinungen zu verallgemeinern. Die Anwesenheit vorne, bald da, bald dort, wird in Zukunft die Regel sein müssen und können. — Es mag im gegenwärtigen Kriege nicht ohne Bedeutung gewesen sein, daß die höhern Führer vom Weltkriege her den Krieg schon aus eigenem Erleben kannten und sich deshalb durch besondere Fronteindrücke nicht mehr allzusehr bestimmen ließen.

Ein bemerkenswerter Einwand ist der, daß durch die Anwesenheit des höhern Führers vorne die Selbständigkeit der Unterführer leiden könnte. Würde dem tatsächlich so sein, dann wäre der Nachteil allerdings sehr erheblich. Den Unterführern Selbständigkeit lassen, ist je und je einer der wichtigsten Führungsgrundsätze gewesen: denn das Soldatentum der Unterführer kann nur in Selbständigkeit voll zur Geltung kommen. In der preußisch-deutschen Armee ist immer mit besonderer Aufmerksamkeit über der Hochhaltung dieses Grundsatzes gewacht und dadurch mancher Sieg mitbedingt worden. In seiner Instruktion an die Generalmajore schrieb Friedrich der Große 1748: „In Summa, darum heißen sie Generale, damit, wenn sie eine Sache gut überlegt haben, sie solche auf ihre Hörner nehmen; denn der Chef kann nicht überall gegenwärtig sein...“ Im deutsch-französischen Kriege stand der Selbständigkeit der deutschen Unterführer auf französischer Seite eine durch scharfe Zentralisation der Führung angelernte Passivität der Unterführer gegenüber, was sich für Frankreich bitter rächte. Es hat nun aber die Anwesenheit des höhern Führers an vorderer Stelle niemals den Zweck und darf auch nie dazu verleiten, sich in die Führung des Untergebenen einzumischen. Mac-Mahon wollte von Straßburg nach Weißenburg kommen, um persönlich zu entscheiden, ob die Division Douay ein Bataillon dort belassen müsse. Hier lag dem Besuch an der Front die fehlerhafte Absicht zu Grunde, in die Selbständigkeit des Unterführers einzugreifen. Der Mißerfolg zeigte sich hier augenblicklich, indem, bis Mac-Mahon erschien, das Bataillon

bereits gefangen und der Divisionskommandant gefallen waren. — Der Sinn der Anwesenheit des oberen Führers an der Front kann nur der sein, den höheren Verband umso besser führen zu können und dem Untergebenen aus eigener Kenntnis der Lage und rechtzeitig zweckmäßigere Befehle zu erteilen, um ihm dadurch seine Führung zu erleichtern. Ein kurzerhand, zeitig gegebener Befehl ist oft wertvoller als eine peinlich genau ausgeflügelte, geistreiche Weisung, die aber zu spät kommt. Dem einen Unterführer kann man größte Freiheit lassen, beim andern ist es angezeigt, eingehendere Befehle zu geben, ihn anzuspornen oder vielleicht gelegentlich auch etwas zurückzuhalten, oder aber still die Verantwortung für sein Handeln mit zu übernehmen. Im gegenwärtigen Krieg kann der deutschen Führung das gleiche Lob, wie es der russische General Leer bezüglich der Kriegsführung von 1870/71 gezollt hatte, neuerdings ausgestellt werden, daß nämlich während des ganzen Feldzuges wohl keine einzige wertvolle Minute ungenutzt verloren gegangen sei. Da nach unten Selbstständigkeit=lassen voraussetzt, daß der Unterführer Einblick in die Denkweise seines Vorgesetzten erhalten hat, ist die enge Führungsnahme der Führer, welche gestattet, sich gegenseitig über die Lage auszusprechen, außerordentlich wertvoll und der Erreichung des Zieles förderlich. Vieles hängt selbstverständlich von der Persönlichkeit des oberen Führers ab. Gewiß gibt es gelegentlich auch solche, deren Anwesenheit den Untergebenen beengt; richtigerweise aber soll sie eher befreiend wirken. Durch Zurückbleiben weit ab von der Front haben schon zahlreiche Truppenführer sich die Zügel der Führung entgleiten lassen; aber mindestens ebensoviele sind durch das Fehlen enger persönlicher Kontaktnahme dem Fehler verfallen, ihre Unterführer allzusehr zu gängeln. Chronische Bevormundung kann vom Kommandoposten aus ebenso gut erfolgen, wie bei der Anwesenheit des höheren Führers an der Front. Andererseits kann ein Führer, wenn es notwendig erscheint, auch vorne so gut wie hinten asketische Zurückhaltung üben.

Man mag die Forderung, die Führung hätte von hinterer Stelle, vom Kommandoposten aus, zu erfolgen, wohl auch damit begründen, der Führer dürfe sich nicht allzusehr den Gefahren des Schlachtfeldes aussetzen, um nicht gerade in einem kritischen Augenblick — wie Giraud — in Gefangenschaft zu geraten bezw. durch Verletzung oder Tod auszufallen. Dieser Behauptung liegt, so richtig sie vielleicht auf den ersten Blick in manchem Betracht auch scheinen mag, ein vollständiges Verkennen des Wesens der soldatischen Führung zu Grunde. Das soldatische Denken ist so sehr mit der vollständigen Hingabe an die Idee verbunden, mit dem Auslöschen jeglichen Anspruches der eigenen Person, daß auch der soldatische Führer sich niemals davon trennen kann, ohne sich selbst untreu zu werden und dadurch gerade das zu verlieren, was der Führung jene geheimnisvolle Macht gibt, die imstande ist, auch die schwersten Krisenlagen zu meistern: Wer sich selbst für zu wertvoll hält um zu fallen, soll sich eingestehen, daß er letztlich nicht um der Sache, sondern um seiner selbst willen führt. In

der Hingabe bis zum Tode liegt schließlich die letzte Erfüllung des Soldatseins und die Überwindung des Todes durch den Geist. Nur dieses Soldatentum verschafft einem Führer wirkliche Gefolgschaft. Wer von seinen Untergebenen das letzte Opfer zu bringen fordert, muß selbst auch bereit sein, sich zu opfern. Als bei Ausbruch des Weltkrieges z. B. bei Gumbinnen die Führer in vorderster Front im feindlichen Feuer aufrecht stehen blieben, weil es eines preußischen Offiziers unwürdig sei, Deckung zu nehmen, mögen dadurch zwar unnötig erscheinende Verluste entstanden sein, aber diese waren doch sinnvoll, weil durch sie jene *soldatistische Haltung* offenbar wurde, in welcher die tiefere Ursache zu finden ist für viele Erfolge, die sich anderswie niemals erklären lassen. Auch im Polenfeldzug des Jahres 1939 waren auf deutscher Seite die Verluste, namentlich der unteren Führer, unverhältnismäßig groß. Dadurch kam eine innere männliche Auflehnung der Führerschicht gegen die durch die Entwicklung bedingte Technisierung des Kampfes zum Ausdruck. Wo dieser kämpferische Geist vorhanden ist, mag der Führer im Gefecht ruhig wieder Deckung nehmen; denn jetzt geschieht dies im richtigen Sinne.

Auch des höheren Führers Bereitschaft zum Kampfe wird seinen Untergebenen durch sein Erscheinen an der Front, dort wo vor der Todesgefahr alle gleich sind, am unmittelbarsten fühlbar. Nur der Truppenführer, der, die Gefahr nicht achtend, selbst an der vordersten Front erscheint, darf auf die in Niedergeschlagenheit vorgebrachte Meldung seines Untergebenen über große Verluste mit Marschall Faholle ruhig und bestimmt antworten, daß es ihn mehr interessiere, zu erfahren, welche Verluste dem Feinde beigebracht worden seien, oder wie Friedrich der Große fordern: „Sterb er brav, Fährnich“. So wie der Führer vorlebt, so soll er auch vorzusterven bereit sein. Blücher, der in so zahlreichen Schlachten vorne gestanden hatte, hätte wohl auch im Kampfe zu Nostitz sagen können: „Sie haben manches von mir gelernt; jetzt sollen sie auch noch von mir lernen, wie man ruhig stirbt“. Wo eigene letzte Hingabe über allen Zweifeln erhaben ist, kann unerbittlich auch das Äußerste gefordert werden. — Am 15. Mai 1940 lag ein Bataillon des Schützenregimentes des Oberstleutnant Bald nach stundenlangem, heißem Kampfe gegen Spahis und französische Elite-Infanterie aus der Normandie abgekämpft vor dem feindbesetzten Dorfe Bouvellemont. Die Verluste, namentlich an Offizieren, waren sehr groß gewesen. Am Ende ihrer Kraft begann die Truppe sich vor dem hartnäckig haltenden Feinde einzugraben. Da erschien der Regimentskommandeur und rief die letzten Offiziere zu sich. Gegen die von diesen erhobenen Zweifel über die Möglichkeit der Durchführung befahl er unerbittlich bleibend den Angriff: „Meine Herren, es wird angegriffen, oder wir verschenken den endgültigen Sieg“. Er ergriff seinen Knotenstock und schritt aufrecht quersfeldein dem Ziele entgegen. Diese beispielhafte Haltung riß seine Truppen mit und brachte den Sieg. — Es geht für den Truppenführer indessen nicht darum, wie irgend ein Mann vorne mitzukämpfen,

um dadurch das Beispiel persönlicher Tapferkeit zu geben, sondern vielmehr darum, wirklich zu führen. — Der Führer, der vorne an der Front mit einem Gewehr in der Hand stirbt, beweist dadurch zwar, daß er Anführer ist, aber keineswegs vollkommenes Führertum. Man kann sich auch in den Kampf stürzen, um sich dadurch von der Führung zu dispensieren! — Die Anwesenheit im Brennpunkt der Schlacht muß einfach eine selbstverständliche Pflichterfüllung sein, weil die Lage diese Anwesenheit im Interesse der Führung erfordert. Man kann sich vorstellen, welchen nachhaltigen Eindruck es macht, wenn — wie es beim Durchbruch an der Maas im Mai 1940 geschah — ein unterer Führer und sein Adjutant vor heftigem feindlichem Artilleriefeuer im Straßengraben Deckung suchen, plötzlich ein Wagen angefahren kommt, so daß der Adjutant zur Bemerkung veranlaßt wird: „der Mensch ist wohl wahnsinnig geworden“, und diesem Wagen der kommandierende General entsteigt, um an Ort und Stelle die erforderlichen Befehle zu geben. — General Ritter von Speck hat den Heldentod gefunden, als er mit einem seiner untergebenen Divisionskommandeure bei Pont sur Yonne die Möglichkeiten zur Brechung des feindlichen Widerstandes am Flußübergang erkunden wollte.

Diese Art der Führung trägt einen ausgesprochenen soldatischen Zug und vermag deshalb auch in schwersten, aussichtslos erscheinenden Lagen mitzureißen. Deshalb auch, wo im bürgerlichen und politischen Leben persönliche Tapferkeit fehlt, wo jeder sich nur soweit einsetzt, als es seiner Person und seiner Stellung nicht schadet, da fehlt wirkliche Führung, und große entscheidende Erfolge bleiben aus.

Gelegentlich mag der Gedanke an die eigene Unerfahrenheit und an spätere Aufgaben auf vielleicht einflußreichem Posten einen Führer in Versuchung bringen, sich zunächst nicht der Gefahr auszusetzen. Wer sich aber im Hinblick auf zukünftige besondere Leistungen schonen will, der wird, wenn er schließlich vor der erträumten Aufgabe, oder auf dem ersehnten hohen Posten steht, sich auch nicht voll und ganz einsetzen, sondern fernerhin in erster Linie an seine Person denken. Das Wirken dort, wo man gerade steht, ist den Führerpersönlichkeiten ein Gesetz, dem sie nicht entfliehen können.

Der Gedanke an das Sicherhalten ist für den Führer abwegig: denn schließlich ist jedermann irgendwie ersetzlich. Wenn durch den Ausfall eines Führers ein Mißerfolg eintritt, so liegt hierin ein Beweis, daß dieser Führer vorher nicht vermocht hat, tief eindringlich und nachhaltig zu wirken. Nur wer in seine Untergebenen das volle Vertrauen besitzt — und solches Vertrauen ist eine der wichtigsten Vorbedingungen für große Erfolge —, daß sie auch nach dem eigenen Ausfallen im gleichen Sinn und Geiste weiterkämpfen werden, kann sich selbst restlos einsetzen, darf im Augenblick wirken und braucht nicht um die Zukunft besorgt zu sein. Im Bange um den eigenen Ausfall liegen immer Zweifel in die Nachhaltigkeit des bisherigen Wirkens. Der Führer, der seine Unter-

gebenen nicht nur äußerlich mitgerissen, sondern bei ihnen i n n e r e G e f o l g s c h a f t gefunden hat, wird über sein Ausfallen hinaus durch seine Persönlichkeit nachwirken. Je größer sein Führertum ist, desto mehr darf er die Gewißheit haben, daß ein anderer nach ihm sogleich die Fahne ergreift und sie im Kampfe um die gemeinsame Idee wieder voranträgt und wenn nötig in tragende Hände weitergibt, bis das Ziel erreicht ist. Wichtig ist indessen, daß diese Nachfolge tatsächlich vorhanden ist. In der Schaffung zuverlässigen Nachwuchses kommt die Erzieher Tätigkeit des Führers zum Ausdruck. Nur unechte Führer verhindern das Großwerden ihrer Nachfolge. Wer seine Untergebenen unterdrückt, darf nicht hoffen, daß sein Werk über ihn hinaus bestehen bleibe. Ein selten schönes Beispiel wahren Führertums hat von Seede gegeben. Als im Jahre 1926 sein Rücktritt unvermeidlich wurde, brauchte er um die Weiterentwicklung der Reichswehr, die sein ureigenstes Werk war, keinen Augenblick zu bangen. Es ist mit einer inneren Gelassenheit und erhabenen Ruhe zurückgetreten, so wie ein großer Führer auf dem Schlachtfelde vor Beendigung des Kampfes in voller Siegesgewißheit fallen kann. Wenn bei Beginn eines vorbereiteten Angriffes der Führer eines Bataillons ausfällt und dieses Bataillon dennoch zum Ziele kommt, die Anschlußtruppen links und rechts dagegen nicht, obschon sie ihre Kommandeure behielten, ist für den Gefallenen höchstes Führertum erwiesen.

Die Führung, und vornehmlich die soldatistische, ist keine Angelegenheit nur des Geistes, sondern der gesamthaften Persönlichkeit eines Menschen. Deshalb kann sich die Führung auch nur da auswirken, wo die Möglichkeit besteht, alle Persönlichkeitswerte ausstrahlen zu lassen. Auch unter diesem Gesichtswinkel betrachtet wird in neuester Zeit eine Wandlung in der Kriegsführung augenscheinlich. Der Material- und Massenkrieg, wie er im Weltkriege besonders ausgeprägte Formen angenommen hatte, scheint wieder überwunden zu sein. Die Einzelpersönlichkeiten werden nicht mehr von der Masse verschlungen. Es findet vielmehr die Herauskrystallisierung von Persönlichkeiten statt, die sich auf allgemeinem Untergrund scharf abzuheben beginnen. Auf deutscher Seite ist diese Kriegsführung einerseits bewußt, andererseits aber vielleicht auch unbewußt — denn Einzelnes war einfach zwangsläufige Konsequenz der veränderten allgemeinen Verhältnisse — vorbereitet worden, wodurch dann in der Folge die Entartung des Krieges hat überwunden werden können. Es ist der gegenwärtige Krieg im Gegensatz zum Weltkriege, der ein Krieg der Hauptleute gewesen sei, als Krieg der Generale bezeichnet worden. In dieser Charakterisierung liegt zweifellos viel Richtiges. Nicht daß die Bedeutung der Hauptleute irgendwie zurückgegangen wäre. Aber die Generale haben durch die zurückgewonnene Kriegsförm wieder die Möglichkeit zu entscheidender Führung bekommen, zu einer Führung, in welcher ihre ganze Persönlichkeit zur Geltung kommt. Die körperliche Spannkraft und Leistungsfähigkeit sind für eine solche Führung, so wichtig sie auch sein mögen,

nicht das in erster Linie Ausschlaggebende, sondern vornehmlich entscheidend sind der ungebrochene, frische kämpferische Geist und die seelische Kraft. Auf der neu geschaffenen Grundlage vermag sich nunmehr wiederum — und zwar auf allen Stufen von ganz unten bis an die höchste Stelle — soldatisches Führertum abzuheben, dem eine Stärke innewohnt, die alles was an materieller Bewaffnungsstärke vorhanden ist, überwiegt. Von diesem soldatischen Führertum geht eine ungeheure Macht aus, die jeden Widerstand bricht und zum Siege führen muß.

Heldensänge auf Nidwaldens Freiheitskampf.

Von Walter Hildebrandt.

Auf das Jahr 1798 zurückblickend, gewahren wir das Bild des Nidwaldner Volkes, das einmütig seine Freiheit gegen die herandrängenden Franzosen verteidigt. Obwohl der Kampf aussichtslos ist, setzt es sich zur Wehr. Es unterliegt, aber im blutigen Streite rettet es doch die Ehre des Vaterlandes, seinen Sinn und Bestand. Wenige Jahre später erkennt man, daß die Schweiz nicht leben kann ohne jene Güter des Glaubens und des gemeinschaftlichen Seins, für welche die Nidwaldner eingestanden sind. So sproßt aus dem Überfall und Untergang die junge Saat der Eidgenossenschaft. Das Bild des Nidwaldner Volkes ist uns Heutigen, die wir wieder in einer Welt voller Ummwälzung, Sinneswandel und Aufruhr stehen, darum zugleich ein Vorbild. Voller Ehrfurcht treten wir zu ihm hin in die grünbematteten Tale hohen Gedenkens:

O schönes Land, wo sich an jede Stelle
Ein groß Gedächtnis hehrer Taten schließt,
Und Freiheit ihres Strom's lebend'ge Welle
Beseligend durch jede Flur ergießt!
Und diese Berge, Gottes ew'ge Mäler,
Dies holde Labyrinth der schönsten Täler,
Die Auen in der Lieblichkeit Gewand —
Wie pocht das Herz! — sie sind mein Vaterland!¹⁾

*

Schon im Frühling war Bern trotz heftiger Gegenwehr gefallen; Grauholz und Fraubrunnen sind die denkwürdigen Stätten, wo die Berner den eindringenden Franzosenheeren der Generale Brune und Schauenburg erlagen. Bei der schwachen und uneinigen Haltung der eidgenössischen Stände war damit im Großen und Ganzen überhaupt der schweizerische Widerstand gebrochen. Zu Aarau regierte jetzt das helvetische Direktorium die „eine und unteilbare“ helvetische Republik nach den Grundsätzen, die

¹⁾ Salomon Tobler in: „Die Enkel Winkelfrieds“; Widmung „An mein Vaterland“, letzte Strophe. Zürich 1836.